

Juri Albert Galerie Hohenthal und Bergen Köln

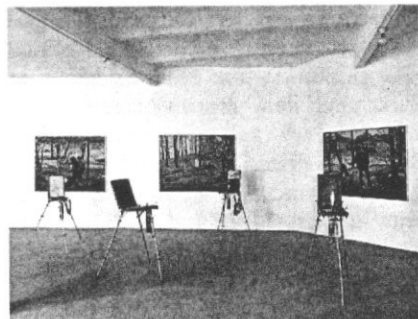
«Mami, schau, ein Künstler», sagt jemandes Kind zu jemandes Mutter – eine gestellte Szene, eine hübsche Farce. Zehn großformatige Ölbilder zeigen aus verschiedenen Perspektiven den Künstler im Wald stehend bei der Arbeit vor einer Staffelei; jugendliche Beobachter, die sich hier und da im Wald verlieren, vervollständigen die Szene. Die Ölbilder, eine von Juri Albert in Auftrag gegebene Arbeit im «akademischen Stil», hatten Fotos zur Vorlage, die während einer Performance entstanden, welche Juri Albert 1990 im Tsaritsino-Park gemacht hat. Anlaß der Performance war die «Eröffnung» des Tsaritsino-Museums mit

seiner Sammlung russischer Avantgardekunst. Woody Allen hat – unter anderem – gesagt, daß eine Komödie aus der Gleichung Tragödie plus Zeit entstehe. Das Museum sollte seinen Platz finden in einem 200 Jahre alten Schloß, dessen Fertigstellung Katharina II. jedoch versäumte – ein Schicksal, das an das Tsaritsino-Museum vererbt wurde, welches bislang immer noch nicht eröffnet ist. Eine schöne Koinzidenz mit Juri Alberts Arbeiten: «Ich bin absolut nicht sicher, ob wir alle – die Künstler, die die heutige Kunst machen – einen Platz finden werden in der neuen Kunst, ob wir eine Chance auf eine Zukunft haben. Ich zum Beispiel habe von Kind an davon geträumt, Künstler zu werden, und als ich erwachsen war, stellte sich heraus, daß es keine Kunst mehr gibt und geben wird und das, was es geben wird, mit der wirklichen Kunst nur noch durch die Worte Ausstellung, Galerie, Museum usw. verbunden ist.» Mami, schau, ein Künstler? In dem bundesrepublikanischen Pendant – «Mami, Mami, er hat gar nicht gebohrt» – löst sich die Angst leichter auf als in Alberts Farce, als hätten Tragödie und Farce ihre Plätze getauscht. Juri Lejderman, Freund und Kollege Juri Alberts, hat geschrieben, daß vor allem Angst die Antriebsfeder seiner Arbeiten sei, die Angst, daß es keine Arbeiten von ihm geben könnte und keinen Moskauer Konzeptualismus, der einem die Heimat und den Kontext gebe.

Der Künstler, der das Kind zum Adoranten domptieren möchte, will etwas Bestimmtes vom kindlichen Bewunderer. Wie bei einem Zaubertrick sind die Handgriffe aber komplizierter, als es scheint. Hinter der offensichtlichen Freude, als von Kindern

bewunderter Maler seiner Kinderträume posieren zu dürfen, versteckt sich die therapeutische Anstrengung, Mitleid auf sich zu ziehen. Und sofort gibt es nichts Komisches oder Ironisches mehr in Alberts Arbeiten, wenn er die Möglichkeit der eigenen Nichtexistenz als Autor ausstellt. «Ich wollte immer wahre Kunst machen und mußte einsehen, daß ich nur zeitgenössische Kunst machen kann. Ich kann nur auf die Möglichkeit einer solchen Kunst anspielen und mich schämen für die Kunst, die ich mache im Vergleich zu zum Beispiel Tizian.» Oder zu van Gogh: Van Gogh hat in seinen Briefen immer neue Bilder entworfen, die zu seinem Bedauern ungemalt blieben. Juri Albert weiß, daß sie auch weiterhin ungemalt bleiben werden, wenn er van Goghs Briefe neu datiert in die Gegenwart und in harter Fronarbeit abschreibt. Seine zweite Arbeit in der Ausstellung ist eine minutiöse, authentische Aufbereitung von van Goghs Enttäuschung. Juri Albert interessiert sich sehr dafür, wie viele Möglichkeiten verloren gingen in der Kunst unserer Zeit – ebenso viele Möglichkeiten wie Gelegenheiten des Mitleids. Das therapeutische Beispiel seiner Arbeiten läßt die an die Anwesenheit von Kunst gewöhnte Kultur wie einen Amputierten erscheinen, der manchmal Schmerzen in seinem amputierten Glied verspürt. Phantomschmerzen. «Mami, Mami, er hat gar nicht gebohrt.» Nochmal gutgegangen.

Frank Frangenberg



Juri Albert, Mami, schau, ein Künstler,
Köln, 1995